

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 34

Artikel: Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]
Autor: Häggerli, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das harte Geck des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Häggerli

14. Fortsetzung

Ja, äusserlich blühte das Glück der Schwarz auf der Reutenen. Als einmal der junge Pfarrer über die Worte des 73. Psalms predigte, während Fritz an einem heiligen Sonntag in der Kirche anwesend sein musste, gab es diesem einen Stich ins Herz: „Sie sind in keiner Gefahr des Todes, sondern stehen fest wie ein Palast; sie sind nicht im Unglück wie andere Leute und werden nicht wie andere Menschen geplagt. Ihre Person brüstete sich wie ein fetter Wanst; sie tun, was sie nur gedenken. Darum fällt ihnen der Pöbel zu und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser. Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glücklich in dieser Welt und werden reich.“ Der Präsident schielte nach der Kanzel hinauf: „Was fällt dem Jüngling ein? Will er mich vor der ganzen Gemeinde blossstellen? Ha, dem heisst es gelegentlich auf die Finger klopfen. Grimm und mich hat er gemeint! Den soll der Teufel holen!“ Aber sein Zorn legte sich, denn Fritz war klug genug, sich den Reinfall zu überlegen, den es geben müsste, wenn er dem Pfarrer frech käme: „Du hast uns gemeint, meinen Freund Grimm und mich!“

Der Präsident blieb still, aber nach und nach kam eine gewisse Unsicherheit über ihn. Diese wurde bis zur Unersättlichkeit gesteigert, als ihn die Mutter vor dem Sterben zu sich ans Bett kommen liess und ihm erklärte: „Fritz, es liegt ein Fluch auf der Reutenen. Bekehre dich! Was hilft aller irdische Reichtum, wenn der Mensch nicht reich ist in Gott? Lies die Worte: Du Narr, diese Nacht noch wird man deine Seele von dir fordern!“ Fritz war wie aus den Wolken gefallen. Ein Fluch auf der reichen Reutenen, ein Fluch bei diesen Haufen Gold, bei zwei so lieblichen Kindern, bei all den Ehren, die dir die Welt erweist! Ein Fluch auf meinem Geschlecht?! Marianne behielt das grosse Geheimnis des Hofes im Herzen und verschied unter dem Gebet des herbeigeeilten jungen Pfarrherrn.

Das Verhältnis zwischen Marianne und Käthi war nach der Geburt des Buben immer schlimmer geworden. Die Bäuerin auf dem Hofe wurde eine richtige „Chäre u Gniepe“. Kindischsteckköpfig und in mancher Hinsicht fast beschränkt, konnte sie ihren gescheiten Mann die Wände hinaufjagen. Die Erziehung der Kinder musste unter diesen Verhältnissen schwersten Schaden nehmen. Die Gottlosigkeit des Meisters war bei den Diensten und Taunern, die im Hof verkehrten, grosse Mode geworden. Alles Hohe und Heilige wurde in den Kot getreten. Das Zotenreissen ersetzte am Tisch das Gebet. Sogar Hans Studer sah sich veranlasst, seinem politischen Freund ein Wort der Warnung mitzugeben, als die beiden einst von einer Sitzung im Wirtshaus nach Hause pilgerten. Hans verstieg sich sogar in seinem Mut so weit, dem Präsidenten von denen zu reden, denen man einen Mühlstein um den Hals hängen sollte, um sie im Meer zu ersäufen, wo es am tiefsten ist. Es sind die, welche Kinderseelen mit ihren Reden vergiften. Hans war ja kein übler Mensch, durch und durch Idealist, aber er fing an, die Schwächen eines gewissen Systems einzusehen. Leider sollte er nun nicht mehr lange in Ramistal bleiben. Das Geld seiner jungen Frau ermöglichte ihm das

Weiterstudium an der Hochschule und als das Examen gemacht war, berief ihn die Nachbarstadt an die Spitze einer Schule. Er diente ihr nicht nur bei festlichen Anlässen mit seinem herrlichen Tenor, sondern wurde ein guter Erzieher. In der Stadt überraschte er später die Öffentlichkeit mit seinen gemässigten politischen Anschauungen. Wer hatte bei ihm das Wunder gewirkt? Erleben und stattlicher Besitz!

Der neue Lehrer konnte bei seiner Anmeldung sogar das Sekundarlehrerpatent vorweisen. Das imponierte vor allem Fritz Schwarz: Bildung macht frei! Der Mann war voller guter Vorsätze; aber er hatte keine Macht über die Kinderseelen, und die sonst so zahme Ramistaler Jugend fing in der Schule an Allotria zu treiben, und hinter dem Rücken des Lehrers gingen bald Dinge vor sich, die nicht gut waren. Othmar Schwarz erwies sich nur zu oft als „Redliführer“, wenn die Schulbehörde einschreiten musste. Nur der stramme Pfarrer mit seinem Schmiss konnte mit dem hochbegabten Othmar etwas anfangen. In diesem war der alte Ammann wieder erstanden. Das war sein Wuchs! Wie eine junge Tanne; das markante Gesicht mit den scharfen Kanten, die noch durch jugendliche Weichheit verdeckt wurden. Pfarrer Stucki führte den Jungen wie ein wildes Hengstfohlen an der Halfter. Was sollte werden, wenn auch er den Jungen freigeben musste?

Nach der Konfirmation erhielten beide Kinder eine gar vornehme Welschlanderziehung. Den Vater reute kein Geld. Hier glaubte er, das Schicksal zwingen zu können: Bildung macht frei! und edel, sauber, human? Der Reutenenbauer dachte lieber nicht weiter. Noch hielt er an der Weltanschauung seiner Jugend fest. Grimm bestärkte ihn mit teuflischem Zynismus.

So kam für den Präsidenten auf der Reutenen langsam die Zeit, wo es sich von selbst ergibt, dass man Rückschau hält und die Bilanz des Lebens zu ziehen sucht.

Die Ehrenämter wurden abgelegt. Der Weinhandel abgebaut. Die Konkurrenz machte es ihm leicht. Man hatte ja Handels- und Gewerbefreiheit: Dem Tüchtigen die Bahn frei! Es gab bald noch gerissenere Weinpanzer als Fritz einer war. Dieses Geschäft wurde geradezu zur Wissenschaft und Kunst erhoben. Die Chemie bemächtigte sich auch dieses Gebietes. Ja, ja: „Werden im Taumel des Festes Freiheit und Fortschritt gepriesen, frag ich: Freiheit von was?; frag ich: Fortschritt wohin?!“

Das war die Bilanz im Leben des Fritz Schwarz von der Reutenen: ein unerhörter Haufe Geld — aber von den Gütern des Geistes und Herzens nichts, aber auch gar nichts, bitterste Armut! Unfriede im Hause zwischen den alternden Eltern, Schmutz und Gier in den Herzen der Diensten. Der gute Name des alten Schwarz war vertan. Und wieder predigte einmal Pfarrer Stucki über einige Verse des 73. Psalms: „Die Gottlosen? Ja, du setzest sie aufs Schlüpfrije und stürzest sie zu Boden. Wie werden sie so plötzlich zunichte! Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken, denn siehe, die von dir weichen, werden umkommen; du bringest um alle, die von dir abfallen.“

IV. Teil.

Jeder rechte Schweizer kennt das Bild von der Kappeler Milchsuppe. Die Eidgenossen sind einander im Verlaufe der Jahrhunderte mehrfach in die Haare geraten; aber die Reue folgte auf dem Fuss. Dem Sönderbundskrieg ging wütender Hass voran, der von „Schwarzen“ und „Roten“ wacker geschürt wurde. Im Emmental erzählte man sich noch lange Greuelmärchen über den Martertod armer Freischärler, die in Malters zwischen Bretter gelegt und dann mit Sägen wie „Spälten“ zersägt wurden. Der Herrgott meinte es gut mit unserem Ländchen, dass er ihm Männer wie Dufour und viele andere gab, die mit ihrer Volkstümlichkeit grossen Einfluss auf die Massen ausübten und sehr viel dazu beitrugen, dass der Geist, der einst zur „Kappeler Milchsuppe“ führte, langsam wieder obenauf kam. Auch wütende Gegner Stämpfli mussten ihm schliesslich Achtung zollen und bei seinem Tode hat gewiss mancher katholische Priester mit den Worten Hans Schönbrunners am Leichnam Zwinglis gesprochen: „Welches auch dein Glaube gewesen, ein guter, redlicher Eidgenosse warst du doch“. Der grosse Staatsmann wollte — wie er selbst gesagt hat — nie Götzenidener der öffentlichen Meinung sein. Klar und deutlich wandte er sich gegen das geflügelte Wort: „Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Er erklärte: ich anerkenne diesen Satz nicht. Volkes Wille ist Menschenwille, und der Mensch kann sich irren!“ Der neue Bundesstaat war zum guten Teil sein Werk und dieses festigte sich von Jahr zu Jahr. In dem Masse wlich die alte politische Leidenschaft in den Kantonen, nicht zuletzt auch im Bernerland. Die Geistlichkeit liess sich ein Wort des radikalen Stämpfli zur Lehre dienen: „Ihr Frommen, gebet Gottes Wort apart und die Politik apart und es wird manches besser werden.“ Es ging die Sturm- und Drangzeit der Vierziger- und Fünfzigerjahre vorbei, ohne im Lande bleibenden Schaden zu hinterlassen. Das Patriziat sah ein, dass seine Zeit vorüber sei, und reichte dem Rest der Altliberalen die Hand, die man nun als die Konservativen bezeichnete. Der Parteiename „radikal“ wlich dem neuen und friedlicheren „freisinnig“. Da sich der grosse Haufe der Bauern nach und nach dieser Richtung anschloss, ergab sich von selbst das hübsche und gesunde Frontbild: auf dem rechten Flügel standen die Bauern, in der Mitte das Gewerbe und auf dem linken Flügel die Intelligenz und Fixbesoldete zu Stadt und Land. Es war diese Partei für die politische Entwicklung des bernischen Staates ein gesundes Sammelbecken. Recht bald lächelte man mittendrin selbst verschmitzt über die Farbe: conservatal-liberal!

Der von Natur aus bodenständige Berner verlor nach und nach die Freude an den Ideologien jener Zeit und suchte sich praktische Ziele. Da unser Ländchen damals noch ein ausgesprochener Agrarkanton war, verstand es sich von selbst, dass man sein Augenmerk in erster Linie der Landwirtschaft zuwandte. Der grosse Rat offenbarte hier seine ausgesprochene Mehrheit: Bauern! „Schwarze“ und „Weisse“ reichten sich in aller Freundschaft die Hand. Alte Aristokraten brachten gelegentlich auf diesem Gebiete neue Vorschläge. So kam von ihnen her die Anregung, die alte „Oekonomische Gesellschaft zu Bern“ mit neuen Aufgaben zu betrauen. Hier erwachte der Gedanke, eine bernische Ackerbauschule zu gründen und das Vorbild des fortschrittlichen Deutschland nachzuahmen. Der alte böse Parteikampf mit seiner unfruchtbaren Leidenschaft musste dem zielbewussten, freudigen Aufbau weichen. Jetzt erst ging man grosszügig auf die Verbesserung der Rindviehrassen aus, hob den Getreidebau und förderte die Milchwirtschaft. Auf den alten Gütern des grossen Agronomen Em. Philipp von Fellenberg standen geeignete Gebäude, eine Schar tüchtiger junger Bauernsöhne aufzunehmen, die Vorkämpfer der bernischen Landwirtschaft werden sollten. Der Einfluss des deutschen Agrarwissenschaftlers Thär erfassste die führenden Bauern zur „Rechten“

und zur „Linken“ und brachte sie wieder zusammen. Die chemischen Produkte, die zur Düngung des Bodens dienten, fanden bald mehr Interesse als die üblichen Hetzereien der kleinen radikalen Blättchen und der „Jesuit im Gütterli“ versagte seine gewünschte Wirkung.

Was Wunder, dass einer der ersten Schüler auf der Rütti unser Othmar Schwarz war. In seinem Vater spielte sich eine merkwürdige Entwicklung ab, die zum Teil erfreulich, zum andern Teil recht unerfreulich werden sollte. Als geflügeltes Wort geht im Bernbiet der Spruch um: „Es isch eine kei rächtige Bärner, wenn er nid im Alter konservativ wird!“ Hier bewies Fritz Schwarz allerdings, dass er ein rechter Berner und Ramistaler war. Er verleugnete in politischer Hinsicht die Ideale der Jugendzeit. Das politische „Rot“ hatte nämlich unterdessen eine helle Nuance erhalten. Von Deutschland her strömten die Lehren der Engels und Marx dank der Wühlarbeit von Emigranten und wandernden Gesellen in unsere Gau, und in den grossen Städten bildeten sich bald Kreise, welche die neue Botschaft freudig aufnahmen und für sie kämpften. Darum verwandelte sich das eher zarte Rot der bürgerlichen Radikalen der Vierzigerjahre sachte wieder in Weiss, und bald sah man den Reutenen-Bauern am rechten Flügel der freisinnigen Front stehen. Sein Freund Grimm im Neufons entwickelte sich bei seinen Millionen je länger je mehr zum „Aristokraten“ und biederte sich sogar mit waschechten Patriziern in Bern an, in der Hoffnung, dort eine seiner Töchter anbringen zu können. Dahn stand jetzt sein Ehrgeiz. Hinsichtlich der Weltanschauung war allerdings bei keinem von beiden eine Besserung festzustellen. Grimm blieb Voltairianer und Gottleugner bis an sein Ende. Er hatte sein irdisches Ziel erreicht, und wenn er in seinem Korbwägelchen über Land fuhr, grüsste er das Volk so hochmütig, wie es einst der Schultheiss in Bern nicht standesgemässer hätte tun können. Er ahnte ja nicht, dass schon seine Enkel die Bitternis der Armut kennen lernen sollten.

Fritz Schwarz aber war ein Bauer und sein bürgerliches Blut samt der im Unterbewusstsein auftauchenden Ueberlieferung spielte ihm in seinen alten Tagen einen bösen Streich. Statt bei dem Glauben der Väter, landete er bei dem Heidentum der Ahnen. Bald wurde eine Anspielung des Lehrers Immer, der sogar das Sekundarlehrerpatent besass, einer seiner Lieblingssprüche, wenn sich das Gespräch um das Ueberirdische drehte: „es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsre Schulweisheit sich träumen lässt!“ Fritz fürchtete sich im Dunkeln. Was ihm am meisten zusetzte, war das Gewitter mit seinem unheimlichen Donner und den Gefahren des Blitz einschlags. Diese Furcht sollte ihn in seinen alten Tagen, wörtlich genommen, aufs „Schlupfrige setzen und ihn zu Fall bringen“.

Noch aber hatte er das Meisterheft in den Händen. Othmar war in tiefster Seele Gegner des väterlichen Weinhandels. Wenn er als Knabe durch das kleine Bureau schritt, gab er „im Verschleick“ den grossen Folianten einen verächtlichen Fusstritt. Er wollte nur Bauer sein. Bei seiner Schwester Hulda zeigte sich ein ähnlicher Zug. Das Getue ihrer halbnärrischen Mutter wurde ihr widerlich. Der Ehrgeiz, sie mit einem städtischen Kaufmann, einem „Herr“ zu verheiraten, begegnete bei ihr schärfster Ablehnung. Die beiden Kinder waren Schwarz- und Alt-haus-Abkömmlinge im besten Sinne. So heiratete denn Hulda einen flotten Pächterssohn auf einem der schönsten Schlossgüter des alten Bernbietes, dessen Vorfahren schon seit vielen Jahrzehnten den grossen Hof bewirtschafteten und mit den Besitzern aus altem Adel in überaus freundschaftlichen Beziehungen standen. Solche Pächter wurden oft im Verlaufe der Jahrzehnte reiche Leute, und gelegentlich kam es wohl vor, dass der Pächter bei Geldverlegenheit der Herrschaft das Gut kaufte, während nebenan auf dem junkerlichen Landhaus die frühere Besitzersfamilie die Sommerzeit zubrachte.

(Fortsetzung folgt)